

In einer der ersten Lieferungen des „Mennonitischen Lexikons“ schrieb vor dem 1. Weltkrieg Christian Neff, einer der beiden Begründer des Lexikons, über jenen rätselhaften Besuch der „3 Brüder von der Gemeinde Thessalonich (das jetzige Saloniki in Mazedonien)“ bei den deutschen Täuferexulanten in Südmähren: „Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn eingehende Spezialforschung mehr Licht in diese Sache bringen könnte“².

Inzwischen hat vor allem Robert Friedmann Wesentliches zur Klärung der Zusammenhänge beigesteuert³. Teilfragen sind auch von A. J. F. Zieglschmid⁴ und Henry A. DeWind⁵ behandelt worden. Auf dem von Friedmann eingeschlagenen Weg weiterzuschreiten und im Sinne Neffs zur Erhellung von Ursprung, Weg und Bedeutung der täuferischen Überlieferung über die Griechischen Brüder beizutragen, ist die Absicht der folgenden Untersuchung.

1 Ähnliches gilt beispielsweise für das Fortleben von Gedanken der den Täufern nahestehenden polnischen und deutschen Arianer (Antitrinitarier) im späteren 17. und im 18. Jh.: Im älteren Aufenthaltsgebiet der Neuarianer, in Polen-Litauen, unterdrückt und in ihrem zweiten Asyl, in Deutschland, nur eingeschränkt geduldet, erhielten sich diese Gedanken im dritten Exil, in den Niederlanden, wo sie, wie in England und Frankreich, zum Teil in die Frühaufklärung einmündeten.

2 Mennonitisches Lexikon 1, Frankfurt (Main) 1913, 149.

3 R. Friedmann, Christian Sectarrians in Thessalonica and their Relationship to the Anabaptists, *The Mennonite Quarterly Review* 29, 1955, 54–69; dazu Addenda and Corrections, ebd. 30, 1956, 78; ders., Art. Thessalonich, in: Mennonitisches Lexikon 4, Karlsruhe 1963, 311 f.

4 A. J. F. Zieglschmid, Die ungarischen Wiedertäufer bei Grimmelshausen, *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 59, 1940, 352–387.

5 H. A. DeWind, Italian Huterite Martyrs, *The Mennonite Quarterly Review* 28, 1954, 163–85; ders., Anabaptists in Thessalonica? ebd. 29, 1955, 70–73; ders., Art. Rizzetto, in: Mennonitisches Lexikon 3, Karlsruhe 1958, 524 f.

JULIA HILDEBRANDT

ANTJE BRONS ALS MENNONITIN

Den folgenden Aufsatz über Antje Brons entnehmen wir der Festgabe „Rückblick und Gegenwart“ (Beiträge zur Familiengeschichte), die Herrn Dr. W. van Delden als Privatdruck von seiner Gattin, seinen Kindern und Schwiegerkindern am 30. Oktober 1960 zum 70. Geburtstag überreicht wor-

den ist. Der Beitrag von Julia Hildebrandt dürfte nicht nur für die eigene Familie sehr wertvoll sein. Um so dankbarer sind wir ihr, daß sie ihn nun einem weiteren interessierten Kreis zugänglich machen läßt. Die Lebensdaten von Antje Brons sind dem einschlägigen Artikel im Mennonitischen Lexikon entnommen. Die Wesenszüge der inneren Entwicklung erfuhr die Verfasserin aus dem Vorwort zu „Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten“ von Antje Brons, der ersten historischen Gesamtdarstellung des Mennonitentums, und dem Lebensbild, das Bernhard Brons nach dem Tode seiner Mutter für den „Christlichen Gemeinde-Kalender“ (1904) zusammengestellt hat. Das Wichtigste jedoch entnahm sie den Briefen der Antje Brons an ihren Sohn Claas.

Dem geschichtlich interessierten deutschen Mennonitentum und darüber hinaus der internationalen mennonitischen Geschichtsforschung ist Antje Brons vornehmlich als Verfasserin der ersten deutschsprachigen zusammenfassenden Darstellung mennonitischer Geschichte bekannt. Die zahlreichen Nachkommen von Antje Brons (geb. Cremer ten Doornkaat) halten vor allem ihr persönliches Andenken hoch; sie ehren in ihr die Familienmutter, die ungewöhnlich kluge und warmherzige Frau. Es ist eine reizvolle und gewiß auch lohnende Aufgabe, einmal von beiden Blickpunkten her diese Frau und ihr Werk zu betrachten und gleichzeitig ihren persönlichen Glauben, ihre Auffassung vom Mennonitentum im Zusammenhang mit dem damaligen mennonitischen Gemeindeleben in Ostfriesland zu sehen. Ich freue mich, daß ich als eine der Ururenkelinnen von Antje Brons diese Arbeit tun darf.

Antje Cremer ten Doornkaat, deren Vorfahren seit der Reformationszeit der täuferisch-mennonitischen Bewegung angehört haben, hat als Kind und junges Mädchen in Norden und als verheiratete Frau in Emden gelebt; an beiden Orten ist sie Mitglied der Mennonitengemeinde gewesen. Diese Gemeinden, wie auch die Mennonitengemeinden in Leer, waren bereits in der Reformationszeit entstanden. Die täuferisch-mennonitische Tradition war dort niemals unterbrochen worden, wenn die Gemeinden auch oft schwer um ihren Bestand hatten kämpfen müssen. War es im 16. und 17. Jahrhundert, während der Verfolgungszeiten, vor allem der Kampf um das Lebensrecht der Gemeinschaft gewesen, so wurden es später die immer wieder einreißenden Auseinandersetzungen mit der lutherischen Staatskirche und der jeweiligen Stadt- und Landesregierung wegen der kirchlichen Gleichberechtigung und der finanziellen Abgaben jeder einzelnen Mennonitengemeinde. Sie mußten sich durch hoch zu bezahlende königliche Schutzbriefe ihre Freiheit ständig neu erkaufen, was oft bis an den Rand ihrer Kraft oder sogar darüber hinaus ging. Geistlich, später auch finanziell

wurden sie von den holländischen Glaubensbrüdern unterstützt. Die Verbindung mit den niederländischen Taufgesinnten-Gemeinden riß überhaupt niemals ab. Es waren ja die Begründer der ostfriesischen Gemeinden zum guten Teil niederländische Taufgesinnte gewesen, die aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Neben der Gemeinsamkeit des Glaubens blieb auch in den folgenden Jahrhunderten die der Gottesdienstordnung, der Lehre und der Predigtsprache bestehen. Bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde der mennonitische Gottesdienst in den ostfriesischen Gemeinden auf holländisch gehalten, in Gronau/Westfalen sogar bis 1923. Man benutzte das Gesangbuch der niederländischen Taufgesinnten-Gemeinden (bzw. eine holländische Psalmenübertragung). Die Prediger kamen fast ausnahmslos aus Holland (wohin sie später häufig wieder zurückgingen); ihre Ausbildung empfangen sie in dem 1735 gegründeten Mennonitischen Seminar zu Amsterdam, von wo seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der theologische Liberalismus und Rationalismus in die ostfriesischen Mennonitengemeinden eindrang. Die Mitgliedschaft der Gemeinden bei den holländischen Societeiten und Versicherungskassen ist bis in die Gegenwart aufrechterhalten worden.

Unter der preußischen Regierung Ostfrieslands (1744–1815; 1866–1918) erfuhren die mennonitischen Gemeinden Ostfrieslands zum erstenmal in ihrer Geschichte offizielle Duldung durch den Staat. Ihre Gleichberechtigung mit den übrigen Konfessionen in den ständischen Rechten haben sie sich seit 1848 Schritt für Schritt erringen können.

Durch den Jahrhunderte währenden Kampf um die Selbstbehauptung, der mehr mit finanziellen als mit theologischen Waffen geführt wurde — denn nur mit Geld konnten sich die mennonitischen Gemeinden von Kirche, Stadt und Staat ihre Ruhe erkaufen — hatte sich ihr Gemeindebewußtsein allmählich auf die Behauptung einer äußeren Selbständigkeit verlagert. Im 16. Jahrhundert waren in Emden noch Glaubensfragen von weitreichender Bedeutung entschieden worden; hier hatte nach anderen theologischen Disputationen auch das Religionsgespräch zwischen reformierten Predigern und den Täuferführern aus den Niederlanden und Friesland stattgefunden (Emdener Religionsgespräch von 1578); Menno Simons und andere hervorragende Täuferführer hatten in Emden, wo man die kaiserlichen Edikte gegen die Täufer nicht so streng durchführte, eine Zuflucht gefunden und es damit zu einem Mittelpunkt der ganzen täuferischen Bewegung zwischen Flandern und Westpreußen gemacht. Doch der starke Einfluß, den Emden, und später auch Norden und Leer, besonders auf die niederländischen Gemeinden ausübten, schwächte sich immer mehr ab, und die ostfriesischen Gemeinden gerieten schließlich stark in die geistige Abhängigkeit gerade

der niederländischen Taufgesinnten-Gemeinden. Im 17. Jahrhundert entstehen in den ostfriesischen Gemeinden wohl noch einige Spaltungen, die auf verschiedene Auffassungen von Gemeindezucht und Gottesdienstordnung zurückgehen, aber eigentlich theologische Probleme werden nicht mehr diskutiert. Es kommt vor, daß eine Gemeinde jahrelang ohne Prediger ist; Laienprediger, die die Lücke hätten schließen können, werden nicht gewählt. Im 18. Jahrhundert fügen sich die Gruppen wieder zusammen; auch die noch aus der Reformationszeit stammenden Einzelgruppen (Flamen, Friesen, Waterländer) schließen sich nun einander an. Dieses geschieht aber eigentlich hauptsächlich infolge eines allmählich durchdringenden allgemeinen Toleranzempfindens, das auch die Unterschiede zu den übrigen Konfessionen vielfach aus dem Bewußtsein drängt. Einen Katechismus, eine Glaubenslehre, gibt es in den ostfriesischen Mennonitengemeinden nicht; man ist stolz darauf, nur die Bibel als *regula fidei* zu haben und fühlt sich den durch Glaubenslehren „eingeeengten“ Lutheranern überlegen. Andererseits verwischen sich dadurch auch die Grenzen nach außen. 1831 sagen die ostfriesischen Mennonitengemeinden als Antwort auf eine Anfrage des Lutherischen Konsistoriums in Aurich übereinstimmend aus, daß man sich nur in zwei Lehrpunkten von den andern Protestanten unterscheide, nämlich hinsichtlich der Taufe und des Eides. Die Ablehnung des Kriegsdienstes werde aber aufgrund „gründlicher Exegese und freier Forschung“ nicht mehr verteidigt; darin wisse man sich mit den Glaubensbrüdern in Holland einig.

Es ist nicht verwunderlich, daß mit dem Schwinden des Wertgefühls für die mennonitischen Besonderheiten im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts auch die Zahl der Mennoniten abnimmt, besonders auf dem Lande. In den Städten, wo die „freisinnigen“ Prediger aus Holland hohes Ansehen genießen, erhalten sich die Gemeinden, wenn sie auch kaum Zuwachs gewinnen (höchstens durch Heirat). Ihr mennonitisches Selbstbewußtsein verlagert sich aber mehr und mehr auf die soziologische Ebene: aus der Gemeinde wird eine Gesellschaft. Es gibt viel wohlhabende Kaufleute unter den Mennoniten. Sie stehen in freundschaftlichen, vielfach herzlichen Beziehungen zueinander, verkehren aber auch gern mit den andern protestantischen Standesgenossen und deren Pastoren. Die mennonitische Stadtgemeinde hat ihre eigene Kirche, die ganz aus eigenen Mitteln erhalten wird. Die Prediger werden aus dem Gemeindefonds mit Zuschüssen der Amsterdamer Gemeinde und durch zusätzliche freiwillige Spenden besoldet. Die Armen in der Gemeinde, die z. T. Freiwohnungen an der Kirche haben (Norden, Emden), werden mit Geld- und Sachspenden unterstützt. Das Steueraufkommen der Mennoniten an die Stadt ist hoch.

Die Gemeindezucht ist in die einzelnen Familien verlegt worden; sie ist identisch mit den Anweisungen zum rechtschaffenen Leben schlechthin. Der Tugendkatalog, den die junge Antje Cremer ten Doornkaat in ihrem Stammbuch mit jeweils dazu passenden poetischen Maximen aufführt, ist allgemein sittlicher Art. Man erzieht die Kinder zu Gehorsam, Arbeitsamkeit und Ehrbarkeit. Eine bewußte, doch keineswegs konfessionell ausgerichtete Frömmigkeit gehört zum täglichen Leben aller Hausbewohner. Religiöse Pflichten und Standespflichten fallen zusammen, wenn man auf dem sonntäglichen Kirchgang besteht, wenn man einer armen Frau ein Krankensüpplein hinträgt, wenn man in den Familien auf Zucht und Sitte hält. Als Antjes Onkel Cremer, in dessen Haus sie aufwächst, nach dem großen Deichbruch 1825 seinen bedrängten Pächtern einen vorübergehenden Erlaß ihrer Pachtschuld gewährt, entspricht das ebensowohl der christlichen Nächstenliebe wie dem gesunden Menschenverstand. Für das „Du sollst nicht“ der göttlichen Gebote tritt allmählich das ebenso unwiderlegliche „Das tut man nicht“ ein.

In den Häusern herrschte auch bei großem Wohlstand kein prunkvolles Leben. Maßvolle Zurückhaltung in der Kleidung und Sparsamkeit in der Lebensführung galten gerade bei den Mennoniten als hervorstechende Tugenden. Bei den Festen, z. B. dem großen Schlachtessen nach dem Einschachten im Herbst, wozu viele Gemeindeglieder mit dem Prediger als Tischgäste reihum in die Häuser kamen, ging es heiter und gesellig, aber nicht übermütig oder hoffärtig zu. Vor Beginn des Mahles erhob sich der Dominé „und mit ihm die ganze Gesellschaft, und sprach das Gebet. Dann wünschte man sich gesegnete Mahlzeit und gab dem Tischnachbarn rechts und links einen Kuß. Nach der Mahlzeit zog jeder sein geschriebenes Liederbuch aus der Tasche, und nun begann ein fröhliches Singen beliebter Lieder, z. B. ‚Wir sind die Könige der Welt‘, oder ‚Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben‘. Musik wurde überhaupt in den Norder Mennonitenfamilien gepflegt“. Antje schreibt dies aus der Erinnerung und billigt dabei die Geselligkeit, wie sie während ihrer Kinderzeit in den mennonitischen Familien Nordens üblich war, noch nachträglich als eine gute Lebensform, obwohl sie als Kind wohl kaum an den Veranstaltungen der geschilderten Art hat teilnehmen dürfen. Von Hochzeitsfeiern in der Gemeinde erfahren wir nichts Näheres, dagegen schildert Antje in ihrem Alter eine „nun beinahe vergessene Sitte bei den damaligen Begräbnissen“. Es war üblich, daß der Prediger das „Personal“ des Verstorbenen am Hauptende des Sarges stehend verlas, bevor er die Trostrede hielt. „Nach der Bestattung kehrte das ganze Gefolge zum Sterbehaus zurück. An den Tagen vor dem Begräbnis waren dort die umfassendsten Vorbereitungen

gemacht worden, um alle diese Leute, deren Anzahl man ungefähr berechnen konnte, setzen und bewirten zu können. Stuben mußten ausgeräumt, beim Bäcker zwei Sorten großer Kringel bestellt werden, fingerlange und -dicke Stücke Käse geschnitten werden, welche zu der einen Sorte gegessen wurden, während die andere Sorte mit Butter bestrichen und mit Zucker und Kaneel bestreut wurde, wozu Weißwein gereicht wurde, nachdem der Tee getrunken war. Die Männer saßen still und würdig mit ihren langen, tönernen Pfeifen in ihrem schwarzen Anzuge da, mit dem zugleich eine Art ernster Feststimmung in sie eingezogen war. Die Familienangehörigen saßen in einem besonderen Zimmer. Allmählich jedoch hörte man ein leises Murmeln, welches, als der Weißwein vielleicht seine Wirkung tat, in etwas lauterer Sprechen übergang, bis dann alle sich entfernten und nur der Prediger noch einige Zeit mit der Familie zusammenblieb.“ Schon früh wurde Antje daran gewöhnt, allsonntäglich mit zur Kirche zu gehen. Die Predigt und die Länge des Gottesdienstes waren auch damals nicht auf Kinder abgestimmt, und einen Kindergottesdienst gab es nicht. Doch begriffen schon die Kleinen, daß der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes ein fester und unverrückbarer Teil ihrer Lebensordnung war, wobei man gar nicht erst fragte, ob einem das auch zusagte. Es zeugt einerseits von dem früh entwickelten seelischen Bewußtsein Antjes, andererseits von dem würdigen Ton, der in diesen Versammlungen herrschte, wenn es sie „bei der gesammelten Andacht der Gemeinde wie eine Fühlung mit einer inneren, unsichtbaren, heiligen Welt“ überkam. Nicht der Inhalt der Verkündigung hat also nachhaltigen Eindruck auf das Kind gemacht, sondern die Form, die „ruhige, vertrauliche Weise“, mit der der Prediger „wie zu Freunden“ sprach, „nicht mit lauter Stimme über die Köpfe der Gemeinde hinweg“. Es kam einer solchen Predigt, die „Hölle und Teufel“ nicht erwähnte, gewiß weniger darauf an, den Einzelnen zu Reue, Buße und Glauben zu erwecken, als darauf, in allen das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gemeinde zu stärken, die in der Zucht Gottes zu leben trachtete. Die Predigt, die Ysaac Brons als junger Mann in der Danziger Mennonitenkirche gehört hatte, muß ähnlich gewesen sein: auch dort war es eine „vernünftige“ Erbaulichkeit ohne Pathos; auch dieser Prediger redete der Gemeinde freundlich zu und ermunterte sie, die Religion „mit Achtung und Würde zu befördern“. Allerdings habe der westpreußische Prediger „ohne Deklamation und undeutlich“ gesprochen und alles abgelesen, „ohne dies verbergen zu wollen . . . dennoch gefiel er mir und erbaute mich.“

Antje wurde schon mit 10 Jahren von dem Prediger L. van Hulst, der ihrer Familie freundschaftlich verbunden blieb, getauft und damit in die Gemeinde aufgenommen. Über den Religionsunterricht, der vorausging und

auch später noch fort dauerte, erfahren wir, daß das „Apostolische Glaubensbekenntnis“ mit seinen „Dogmen“ beiseite gelassen und stattdessen das Hauptgewicht auf die Ausbildung des „festen Willens“ gelegt wurde; dieser wurde dahin erzogen, daß er im „Kampf gegen die Sinnlichkeit“ (worunter auch der Hochmut, der Trieb zum Großtun, zur Unwahrhaftigkeit usw. verstanden wurde), die „Vervollkommnung des inneren Selbst“ anstrebte. Wie weit Antje sich schon bei ihrer Taufe über ihren christlichen Glauben mennonitischer Ausprägung klar gewesen ist, schreibt sie nicht. Von Ysaac Brons, ihrem späteren Gatten, erfahren wir aus dem Lebensbilde, das Antje nach seinem Tode verfaßt hat („Ysaac Brons“, Christlicher Gemeindekalender 1900, S. 43 ff.), einiges mehr über die religiöse Unterweisung und die Taufordnung, wie sie während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Emden üblich war. Der junge Mann wurde mit 18 Jahren getauft, nachdem er schon zwei Jahre zuvor den Entschluß gefaßt hatte, der Gemeinde beizutreten (sein früh verstorbener Vater war reformiert gewesen; die Familien seiner Mutter, einer geb. Bouman, aber waren seit vielen Generationen mennonitisch). In dem bis zur Taufe währenden Religionsunterricht, an dem Ysaac teilnahm, wurde hauptsächlich Wert darauf gelegt, „der Jugend einzuprägen, die Seele rein zu bewahren und den Glauben (an Gottes Vorsehung) zu stärken, damit sie fähig bleiben könne, im Streben der Nachfolge Christi zu beharren und dessen Vorschriften, wie sie in der Bergpredigt enthalten und das Hauptfundament sind, auf welchen die Mennonitengemeinden fußen, heilig zu halten“. Über alle diese Punkte mußten Fragen schriftlich ausgearbeitet werden. „Nach abgelegtem schriftlichen Glaubensbekenntnis, das vom Kirchenrat geprüft und genehmigt wurde, empfing er . . . die hl. Taufe und wurde als Mitglied der Gemeinde aufgenommen.“ Mein Vater erzählte uns, daß es auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den ostfriesischen Gemeinden (er selbst wurde in Leer getauft) noch üblich gewesen sei, vor der Taufe ein persönliches Glaubensbekenntnis zu schreiben. Diese Betonung des individuellen Glaubens, der sich selbst seine Grundsätze und Regeln setzt, entsprach ganz dem „freisinnigen“ Geist der holländisch-ostfriesischen Mennoniten, wie er auch heute noch vielfach besteht.

Eine solche religiöse Unterweisung stach erheblich ab von dem Katechismusunterricht in der Lutherischen Stadtschule, die Antje besuchte. Sie nahm auch dort, wie alle anderen Kinder am Religionsunterricht teil. Dabei machten aber die Glaubenssätze des „Apostolicums“ dem Kinde not: „Der Glaube wollte nicht kommen“, schreibt sie darüber. Die drastischen Bilder von Tod, Weltgericht und Hölle, womit schon während des Schulunterrichts dem Sünder gedroht und dem Glaubenden die Herrlichkeit Gottes bewie-

sen wurde, ängstigten Antje. Zudem hatte sie als Mennonitin von den Schulgefährten Herabsetzung und Spott auszustehen. Doch mit zunehmendem Glauben an die freundliche Vatergüte Gottes, der ihr aus der Bibel und dem mennonitischen Unterricht erwuchs, fühlte sie sich stark und geschützt. Sie schreibt, daß sie sich „mit Aussprüchen der Bibel gegen die Angriffe der Kinder gedeckt“ habe. Es ist sonst in ihren Erinnerungen niemals mehr die Rede davon, daß Angehörige der mennonitischen Gemeinde um ihres Glaubens willen von ihren Mitbürgern gering eingeschätzt worden seien. Die Gleichberechtigung, die ihnen im Verlauf des 19. Jahrhunderts noch fehlte, war rein politischer Natur.

Dem Selbstbewußtsein der ostfriesischen Mennoniten (und auch wohl dem der übrigen Mennonitengruppen in Deutschland) fehlte damals völlig die geschichtliche Komponente. Man war sich seines Wertes als einer sittlich starken, wirtschaftlich tüchtigen, kulturell fortschrittlichen Glaubensgemeinschaft durchaus bewußt, kannte aber nicht die historische Wurzel dieser Gemeinschaft. In den Bücherschränken einiger Familien stand zwar der „Märtyrerspiegel“ des Tileman van Braght. Dies war ein Buch, das man mit pietätvollem Schauer zur Hand nahm; auch Antje betrachtete mit Anteilnahme die zahlreichen Kupferstiche in dem braunledernen, altholländischen Folianten, der ihrem Onkel Cremer gehörte. Doch konnte dieses Buch kaum genaue Kenntnisse über die geschichtliche Entwicklung der Täuferbewegung vermitteln. Auch im Religionsunterricht, den der mennonitische Prediger gab, wurden die Kinder nicht in der Geschichte ihrer Väter unterwiesen. Antje hat das später schmerzlich bedauert.

Die Zugehörigkeit zur Gemeinde beeinträchtigte durchaus nicht die Lebensfreude der jungen Leute. Von irgendwelchen Verboten, Wein zu trinken oder Tabak zu rauchen, ist nicht die Rede. Man hielt sich an das, was die gute Sitte vorschrieb. Antje erzählt, daß Ysaac ein eifriger Tänzer gewesen sei. Daß er das Karten- und Würfelspiel abgelehnt hat, entsprang mehr seiner persönlichen Abneigung gegen das zeit- und geldvergeudende Glücksspiel als den Vorschriften zur Gemeindezucht.

Bei aller geistlichen Freiheit war das ganze Leben Antjes wie auch Ysaacs doch von tiefem Gottvertrauen durchzogen. Dies war ihr Glaube, aus dem ihnen die Verpflichtung zu sittlichem Tun erwuchs, und so blieb es bei beiden, ihre ganze gesegnete Ehe hindurch, bis an ihren Tod. Alles Gute, das sie empfangen durften, das Leid, das ihnen auferlegt, die vielfältige Arbeit, die ihnen aufgegeben wurde, und die Ehrungen, die ihnen widerfuhren, ihre ganze Lebenszeit in Gesundheit und Krankheit — alles nahmen sie in Demut als aus Gottes Hand hin und blieben dadurch stark und fest, ein Trost für viele. In Ysaac Brons' Bibel war im Buch Sirach der



Ein Schnappschuß aus Fernheim, Paraguay
Oberschulze Dürksen vor seinem Haus in
gesammelter Ruhe.
Foto H. J. Hofmann, Stuttgart.



Die folgenden drei Bilder zeigen Hutterische Frauen
und Kinder in heutiger Tracht vor ihrem Bruderhof
in Kanada.
Foto IFA-Bild.





Mennonitenkirche in Norden. Hier hat Antje Cremer
ten Doornkaat als Mädchen gelebt. Nach ihrer Heirat
mit Isaac Brons zog sie nach Emden.



Norden. Mennonitenkloster



Antje Brons (1810—1902)



Ysaac Brons (1806—1886)



Tagung der „Deutschen Mennonitenhilfe“ Juni 1922, die von der Konferenz der süddeutschen Mennoniten 1920 für die Not der Glaubensbrüder in Rußland gegründet wurde. Wir bringen hier eine Berichtigung der Namenfolge, die in dem Buch von B. H. Unruh „Fügung und Führung“ (Anhang Bildseite 2) versehentlich vertauscht wurde.

Die Teilnehmer stehend:

Victor Günther, Wernigerode; Theodor Block, Oberursel; Peter Klassen, Abraham Braun, beide Oberursel; Jakob Rempel, aus Rußland; Emil Händiges, Ibersheim; Abraham Warkentin, Oberursel; Heinrich Braun, aus Rußland; Ulrich Hege, Schloß Markt; Gerber, Schweiz. (Vorname unbekannt.)

Die Teilnehmer sitzend:

Pastor Hinrich van der Smitten, Hamburg; Ds. F. C. Fleischer, Holland; Pfarrer Christian Neff, Weierhof; Wilhelm Reedley, USA; Benjamin Unruh, Karlsruhe; Samuel Nußbaumer, Schweiz.

Foto durch A. Braun, Mainz.



Aus dem gleichen Buch stammt dieses gelungene Bild, Flüchtlinge aus Rußland, das als „mennonitische Madonna“ bekannt wurde. Le Havre 1932.

Foto Dr. Kundt.

Vers unterstrichen (Kap. 3, 20): „Je höher du bist, je mehr demütige dich!“ Und in seinen späten Lebensjahren spricht er in einem Brief an seine Frau aus, wonach er sein Leben lang gehandelt hat: „Dank gegen Gott ist mein Gebet.“ Für Antjes Leben waren die zuversichtlichen Worte aus der Apostelgeschichte bestimmend: „Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in Ihm leben, weben und sind wir!“

Das Christentum war für beide vornehmlich eine Sache der Ethik; so verstanden sie es als Mennoniten. Der Ausspruch Hans Dencks: „Christum vermag niemand wahrlich zu erkennen, es sei denn, daß er ihm nachfolge im Leben“, den Antje ihrer Mennonitengeschichte als Leitspruch voransetzte, kennzeichnete auch ihre persönliche Überzeugung. Der paulinischen Theologie von der erlösenden Kraft des Kreuzestodes in der Auferstehung Christi standen sie verständnislos gegenüber. Für sie war Christus der Prophet und Lehrer ewiger Wahrheiten, durch die in „einem jeglichen die Menschenwürde wieder hergestellt ... die sittliche Freiheit wieder errungen ... die Selbstverantwortlichkeit und das Pflichtgefühl wieder wachgerufen“ worden sei und noch werde (A. Brons: Skizzen und Bilder aus Palästina, 1895, S. 232).

Ein in dieser Weise durch das Evangelium befreiter Mensch findet keinen Widerspruch zwischen biblischer Frömmigkeit und dem Idealismus der Dichter (vor allem Schillers), zwischen Vernunft und Glauben. Eins beflügelt vielmehr das andere. „Die Vernunft sagt mir, ich müsse glauben“, schreibt Antje einmal; und umgekehrt spornt der Glaube daran, daß die von Gott geschaffene und erhaltene Welt in geordneten Formen bestehe, das Bestreben des Geistes an, die geschichtlichen und metaphysischen Zusammenhänge der Welt zu erforschen.

Das langjährige Hegel-Studium, das Ysaac Brons mit fast unglaublicher Willensanstrengung und unter schwerster Belastung seiner Gesundheit durchführt, bringt ihn zu keiner andern Erkenntnis als der, die die Bibel dem Glaubenden vermittelt. Er sagte und schrieb seiner Frau darüber: „Wer diesen langen Weg (nämlich den der philosophischen Logik) nicht machen und zu Ende führen kann, um mit klarer Erkenntnis dort wieder anzulangen, von wo er ausgegangen, der bleibe davon und halte sich an den Glauben, den Du hast.“ Und folgende Anmerkung schreibt er unter vielen anderen an den Rand der Hegelschen Schriften: „Man sollte sich doch viel mehr bemühen, das Licht der Bibel, das Licht des Heilandes unter der Sonne jenes Nebels (nämlich der Bekenntnisschriften) hervorzu-suchen, einer ethischen Ansicht höherer Art nachzustreben, der Erkenntnis dessen ... was gemeint ist in dem Wort: ‚Das höchste aber ist die Liebe‘.“ Zu ähnlichen Erkenntnissen gelangt Antje bei ihren Psychologie- und Ge-

schichtsstudien und beide bei der gemeinsamen Lektüre griechischer und deutscher Klassiker. Was irgend groß und erhaben ist und ein Ansporn dem Gewissen, das ist auch ein Teil des göttlichen Geistes. Nichts, was von außen kommt, kann den Glauben an Gottes Allmacht und Führung und an die Wahrheit der christlichen Lehre gefährden. Wo man offener Gottesfeindschaft begegnet (z. B. in den Werken Nietzsches), führt auch das nicht zu Zweifeln, sondern bewirkt entweder entrüstete Ablehnung oder Mitleid mit dem Verblendeten. In den Büchern des damals sehr geschätzten Religionsphilosophen Ch. C. Josias Bunsen, dessen dreibändiges Werk „Gott in der Geschichte“ (Leipzig 1858) die Eheleute auf Antjes Anregung miteinander lesen, finden sie die Bestätigung und Weiterführung ihrer Überzeugung, daß in der Weltgeschichte sich der Geist Gottes fortschreitend manifestiere und daß eine kontinuierliche Entwicklung den Menschengest als sittliche Persönlichkeit durch die Jahrhunderte hinaufläutere. Das ist noch Lessings Gedanke von der „Erziehung des Menschengeschlechts“; das ist edelste Aufklärung, die hier noch ins 19. Jahrhundert hineinwirkt. Die Dichter und Philosophen der Romantik haben dagegen kaum einen Einfluß auf Antje ausgeübt.

Dieser nie verletzte Einklang von Gefühl und Vernunft ist besonders charakteristisch für Antjes Leben. Schon als junges Mädchen war es ihr ein Prüfstein für den Wert und die Beständigkeit ihrer Liebe zu Ysaac, daß die „Stimme der Vernunft und des Herzens“ zusammenklang. Und Ysaac bestätigt ihr, daß auch in ihm „Vernunft und Verstand dieser Neigung die Zustimmung gegeben haben“. Noch nach 18jähriger Ehe kann Antje mit derselben Unbefangenheit und Sicherheit sagen: „Unsere Liebe . . . hat sich im Laufe der Jahre geläutert und zu größerem, schönerem Stande erhoben, weil wir beide im tiefsten Herzen gut und fromm waren, und vernünftig dabei.“

Auch zwischen Vaterlandsliebe und Nächstenliebe besteht für sie kein Zwiespalt. In den Briefen, die sie während der Jahre 1848/49 an ihren Mann schrieb, der damals als Abgeordneter Ostfrieslands Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt war (und die Erbkaiserpartei vertrat), gibt es auch nicht die Andeutung eines Zweifels darüber, daß Gott mit der guten Sache der deutschen Einheit sei. Für die politischen Gegner rechts und links (die Vertreter der „Reaktion“, nämlich der Fürsten- und Adelsherrschaft, und die „Demokraten“), die in eigensüchtiger Anmaßung das Werk der Einigung zu hindern suchen, findet sie scharfe Worte des Zorns und bittere der Verzweiflung. Ein guter Christ und ein guter Deutscher sein, das ist für sie eins; sie meint zuversichtlich, ein recht verstandenes Christentum werden den Männer, die um die Einheit Deutschlands ringen, auch die

richtige politische Einsicht bringen. Dort aber, wo ein Land der geistig-moralischen „Verwesung“ verfallende, wie es mit Frankreich geschehe, dem „Würmer, Ungeziefer und Krebs ... an Wurzeln, Blüten und Stamm“ fressen, können keine politischen Vorbilder gefunden werden. Die „Götzen der Republik“ dürften von Deutschland keinesfalls angebetet werden (Brief vom 27. Sept. 1848). Die durch eine Verfassung eingeschränkte Kaiser- bzw. Königsherrschaft sei für ein christliches Land die einzig gemäße Regierungsform. Aber auch Deutschland müsse sich der „neuen Freiheiten“, die die Verfassung ihm garantieren werde, würdig erweisen durch „Kraft und geistige Gerechtigkeit“.

Es mutet merkwürdig an, daß eine Frau des 19. Jahrhunderts, eine Mennonitin, die ihr ganzes Leben hindurch in Worten und Taten verständnisvollste, duldsamste Liebe bewiesen hat, solch leidenschaftlicher Parteinahme bei politischen Auseinandersetzungen fähig war. Wenn sie ihrem Mann mit Genugtuung schreibt, daß ihre Kinder den ganzen Tag über aus voller Kehle das Lied sangen: „Brüder, greifet zu dem Schwerte, daß ein freies Deutschland werde!“ — dann will eine solche Haltung, die den Krieg als ein Mittel zur deutschen Einigung anerkennt, nicht zusammenstimmen mit der Übung des Liebesgebotes Christi, und erst recht nicht mit dem täuferisch-mennonitischen Prinzip der Absonderung von der Welt. Nun mag Antjes beweglicher und aufnahmefähiger Geist wie auch ihre überaus innige Partnerschaft mit ihrem Manne, dem sie in allen Lebenslagen eine verständnisvolle Gefährtin war, ihre starke Anteilnahme zum Teil erklären. Zum andern war es die nach dem Wiener Kongreß unterdrückte und nun mächtig wieder aufflammende vaterländische Bewegung, die damals alle Deutschen, auch die Frauen, in allen Teilen des Reiches ergriff. Und die ostfriesischen Mennoniten haben sich schon seit dem 17., vor allem aber seit dem 18. Jahrhundert mehr als Bürger dieser Welt gefühlt denn als Fremdlinge auf Erden.

Wie wenig man dort mehr das Motiv begriff oder gar teilte, aus dem heraus sich die Täufer einst vom Staatsdienst zurückgehalten hatten, wird an den zahlreichen Eingaben ersichtlich, die die Mennoniten der ostfriesischen Stadtgemeinden vor allem während des 19. Jahrhunderts an ihre Regierung schickten, damit sie von ihrer Sonderstellung befreit und damit zu öffentlichen Ämtern zugelassen würden. Die ehemals aus Gewissensnot entstandene, freiwillig gesuchte Absonderung wurde nur noch als schmachvolle Zurückweisung empfunden, als welche sie von Staats wegen ja auch gedacht war. So kränkte es denn auch Antje sehr, als 1838 ihrem Manne als Mennoniten der Zutritt zur hannoverschen allgemeinen Ständeversammlung versagt wurde.

Das Bibelwort „Niemand kann zweien Herren dienen“ ist auch von zwei so tiefreligiösen, bewußt mennonitischen Menschen wie Ysaac und Antje Brons, die während ihres ganzen Lebens mit der Bibel gelebt haben, nicht als unvereinbar mit politischer Tätigkeit verstanden worden. Soweit ich in ihre Gedanken (mittels ihres Briefwechsels) habe Einblick tun können, haben sie hier die Möglichkeit zu einem Konflikt überhaupt nicht gesehen. Man konnte eben durchaus beides: ein guter Staatsbürger sein und sein Leben nach dem Evangelium ausrichten. Beides war erstrebenswert und erreichbar.

Ysaac blieb auch während seiner verschiedenen politischen Tätigkeiten Diakon in der Mennonitengemeinde Emden. Dieses Amt hatte er 43 Jahre inne; es waren damit die Verwaltung der Kasse (insbesondere hinsichtlich der Armenpflege) und organisatorische Aufgaben verbunden.

Beide Eheleute nahmen ihr Leben lang am Gemeindeleben teil. Das bedeutete für sie die regelmäßige Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst, der freundschaftliche Verkehr mit dem Prediger und den übrigen Gemeindegliedern (ohne sich dabei im geselligen Leben auf diese zu beschränken) und die ständige Bereitschaft zu finanziellen Hilfeleistungen, wo sie not taten. Eigentliche Armut herrschte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weniger in der Mennonitengemeinde als in der Stadt überhaupt, wo während des Winters die Schifffahrt gänzlich stockte und viele Menschen dadurch arbeitslos wurden. Einen Winter hindurch ließen Ysaac und Antje Brons täglich einen Waschkessel voll Bohnensuppe kochen, die an die Hungerten ausgeteilt wurde; und Antje zerschnitt einen ganzen Ballen Wollzeug zu Frauen- und Kinderröcken.

Durch die von dem Mennonitenprediger H. Someren Greve nach holländisch-mennonitischem Vorbilde in Emden gegründete gemeinnützige Gesellschaft „tot nut van't algemeen“ (zum Nutzen der Allgemeinheit) wurden die Unterstützungsmaßnahmen systematischer und daher auch wirksamer. Eine „Arbeitslosen-Unterstützungsanstalt“, nämlich eine Weberei von Rohkattun, wurde 1840 gebaut. Ysaac Brons, als verantwortliches Mitglied des Komitees, besorgte die Webstühle und das Rohmaterial, leitete die Verhandlungen, bis die Arbeit in dieser neuen Fabrik aufgenommen werden konnte, und verwaltete das Lager. Er blieb auch weiterhin die oberste Autorität für das Werk, solange es bestand. Durch dieses Unternehmen konnten die meisten Arbeitslosen zu einem auskömmlichen Verdienst kommen, wodurch dem Betteln, das zuvor weit um sich gegriffen hatte, Einhalt getan wurde.

Derselbe Prediger gründete auch die „Naturforschende Gesellschaft“ in Emden. In beiden Vereinen, die bis in die Gegenwart hinein bestanden,

fanden sich die besten Bürger Emdens zusammen in dem Bestreben, die fortschrittliche Entwicklung der Stadt und ihrer Bewohner zu fördern. Ysaac und Antje Brons gehörten mit dem Prediger zu den verantwortlichsten Freunden dieser Bestrebungen. So fühlte sich die mennonitische Gemeinde allmählich als ganzes mit dem Geschick der Stadt verbunden. Die öffentlichen Ämter, die Ysaac Brons inne hatte, konnten ihn also nicht von der Gemeinde trennen, die gleichsam der „Sauerteig“ der Stadtgemeinde wurde. Es war eine Wechselbeziehung in Toleranz und gegenseitiger Anerkennung.

Antje beteiligte sich verantwortlich an der Gründung einer Töcherschule und eines Kindergartens in der Stadt Emden. Sie wirkte auch über ihre Heimat hinaus, dadurch daß sie 1850 einen Frauen-Hilfsverein zur Unterstützung der durch den Preußisch-Dänischen Krieg betroffenen Soldaten und Bürger Schleswig-Holsteins ins Leben rief. Im Jahre 1866 wurde sie 1. Vorsitzende des „Frauenvereins für verwundete deutsche Krieger“, wobei sie erreichte, daß die eingelaufenen Spenden nicht nur für die preußischen, sondern auch für die hannoverischen (feindlichen!) Verwundeten verwendet wurden.

Betätigungen dieser Art konnten Antje Brons der Mennonitengemeinde nicht entfremden. Ich glaube, es kam ihr gar nicht der Gedanke, daß sie innerhalb der Bindungen und Verpflichtungen, die sie freiwillig aufgrund ihrer Überzeugung eingegangen war, in Konflikte geraten könnte. Wo man sie rief, half sie. Das war die ihr gemäße Art zu leben. Das Mennonitentum hat sie nie als eine Einengung ihrer geistigen Freiheit verstanden, sondern gerade als die religiöse Lebensform, die ihr die volle Entfaltung ihrer Persönlichkeit erst ermöglichte.

Ähnlich erging es Ysaac. Wenn er sich fast 50 Jahre lang redlich mühte, das Ansehen der Emdener Mennonitengemeinde zu heben, so geschah das nicht, um die konfessionellen Schranken zu verstärken; sondern er tat seinen Dienst für die Gemeinde als ein fürsorglicher Hausvater, der das ihm anvertraute Gut bewahren und mehren will. So sorgte er dafür, daß die freiwilligen Beiträge der Gemeindeglieder zur Besoldung des Predigers wesentlich erhöht wurden und daß eine neue Pastorenwohnung gebaut wurde. Auch den Nachbargemeinden in Holland konnte er von der Emder Mennonitengemeinde finanzielle Unterstützung zukommen lassen. Bei all diesen Geldspenden ging er selbst mit gutem Beispiel voran. Fünf aufeinander folgende Prediger unterstützte er verständnisvoll in ihrer Wirksamkeit. Es hat ihn immer mit Stolz erfüllt, daß die Mennonitengemeinden keine Pastorenkirche sind, sondern sich aus der Zusammenarbeit von Prediger und Gemeinde organisieren. An den Verhandlungen der ostfriesischen

Mennonitengemeinden mit den Regierungsstellen wegen des Waffendienstes war er als Diakon führend beteiligt. Er bemühte sich um Ermäßigungen des Stellvertretungsgeldes, das für jeden mennonitischen Wehrpflichtigen gezahlt werden mußte, 1868 einigte man sich jedoch dahin, von der Ausnahmestellung, die die preußische Regierung ihren mennonitischen Bürgern gewährte, keinen Gebrauch zu machen. Die ostfriesischen Gemeinden hatten damit endgültig auf ihre Wehrlosigkeit verzichtet. (Der Krefelder Menno-nit Hermann von Beckerath, Mitglied der Deutschen Nationalversammlung und des Preußischen Landtages, erklärte am 28. 8. 1848 in der Frankfurter Paulskirche: „Ich schätze mich glücklich, daß ich zu einer der freiesten Religionsgemeinschaften gehöre. Die Zeit der Privilegien ist vorbei. Der moderne Staat fordert gleiche Rechte für alle Staatsbürger. So leisten die Rheinischen Mennoniten mit nur wenigen Ausnahmen ihren Militärdienst.“ Ernst Crous, in: Mennonite Encyclopedia, Vol. 2, S. 496, 1937.)

Als sich 1870 die Söhne Claas und Friedrich zu den Waffen meldeten und gegen Frankreich in den Krieg zogen, wurde dies von den Eltern im Zuge einer allgemeinen vaterländischen Begeisterung durchaus gebilligt, ja Ysaac stimmte sogar in die allgemeine Verunglimpfung des „demoralisierten“ Frankreich mit ein. Man war jetzt in erster Linie Deutscher.

Auf der Eidesverweigerung bestand man jedoch weiterhin. Johann (der 2. Sohn Antjes und Ysaacs) mußte sich, bevor er sich in Bremen niederließ, auf Wunsch seines Vaters beim Senat erkundigen, ob er als Mennonit ohne die gewöhnliche Eidesleistung das Bremer Bürgerrecht erwerben könne. Dies wurde ihm vom Bremer Senat bestätigt: Es genüge die an Eidesstatt gegebene Versicherung, damit er als Mennonit die gleichen Rechte wie die anderen Bürger habe. In Hamburg und Preußen (bzw. Hannover) handhabte man es ebenso.

Antje und Ysaac Brons haben ihre besten Kräfte daran gesetzt, ihre 9 Kinder in dem Geiste zu erziehen, der sie selbst beseelte. Sie wuchsen in der Liebe, Sittlichkeit und Toleranz des freien Mennonitentums auf, wie es die Eltern selbst entscheidend geformt hatte. Die Synthese zwischen mennonitischem und staatsbürgerlichem Selbstbewußtsein vollzog sich in den Kindern ebenfalls bruchlos: von Konflikten erfahren wir auch hier jedenfalls nichts. Sie sind alle tüchtig, rechtschaffene Bürger geworden. Soweit sie in Ostfriesland blieben, gehörten sie und ihre Nachkommen weiterhin der Mennonitengemeinde an; die aber fortzogen, lösten sich mit der Zeit. Bernhard, der älteste Sohn, wurde wie sein Vater Diakon im mennonitischen Kirchenrat der Stadt Emden, so wie er auch seinen Platz im Kontor einnahm. Bernhards Tochter Elisabeth, die Dr. Jan van Delden aus Gronau heiratete, gehörte dort zu den verantwortlichen Gliedern der Mennonitengemeinde.

Die Erziehungsgrundsätze, nach denen Antje ihre Kinder erzogen hat, legte sie 1892 auf Bitten des Direktors der mennonitischen Lehranstalt Weierhof in einem Büchlein nieder, das sie benannte: „Gedanken und Winke über die Frage, wie wir das Wohl unserer Kinder fördern können“. Sie widmete es dem Mennonitischen Erziehungs- und Bildungsverein zum 25. Jahr seines Bestehens. Schon in jungen Jahren hatte sie das gute pädagogische Schrifttum ihrer Zeit gründlich gelesen. Von daher mögen die allgemeinen Kenntnisse stammen, die sie über die Entwicklungsstadien des Kindes in diesem Büchlein niedergelegt hat. Das Wesentliche aber steuert sie selbst bei: das aus warmer Menschenliebe und reicher mütterlicher Erfahrung erwachsene Verantwortungsbewußtsein dem Kinde gegenüber, die praktischen und frommen Ratschläge zur Anleitung und Beförderung der guten Gaben, die in jedem Kinde sind. Ihre Erörterungen stützt sie mit Bibelstellen und Worten großer Dichter; am Schluß ist der Traktat Menno Simons über die Kinderzucht abgedruckt.

In den letzten Jahrzehnten ihres Lebens gewann Antje Brons noch eine vertiefte Beziehung zu dem Mennonitentum als einer geschichtlichen Größe. Angeregt durch die Prediger L. van Hülst, S. Cramer (später Professor an dem Menn. Seminar zu Amsterdam) und Dr. J. P. Müller, beschäftigte sie sich eingehend mit der Geschichte der Taufgesinnten-Gemeinden und darüber hinaus mit dem Täuferum als religiöser Bewegung überhaupt. Im Selbststudium hatte sie sich zuvor schon die Schriften Menno Simons erarbeitet. Nun erhielt sie Einblick in die Zusammenhänge der reformatorischen Bewegungen und Lehren. In den 1854 von dem Danziger Mennonitenprediger J. Mannhardt gegründeten „Mennonitischen Blättern“ veröffentlichte sie verschiedene Dokumente und Auszüge wichtiger Werke der Täuferführer, die bis dahin den deutschen Mennoniten nicht zugänglich waren. Es erscheinen dort auch eigene Aufsätze von ihr, Bearbeitungen einzelner historischer mennonitischer Themen. Schon im Jahre 1861 hatte sie durch J. Mannhardt die „Stimmen aus der Reformationszeit. Gedenkblätter zum 300jährigen Todestage Menno Simons“ in Druck gegeben.

Diese verschiedenen Einzelbeiträge verarbeitete sie schließlich zu einer Geschichte der gesamten täufer-mennonitischen Bewegung. Ermutigt wurde sie dazu durch den Aufsatz „Hans Denck, ein Apostel der Wiedertäufer“, von Dr. L. Keller (in den Preußischen Jahrbüchern, Sept. 1882). Mit dem Verfasser, der als erster Historiker die täuferische Bewegung unvoreingenommen darstellte, hat Antje in einem 20jährigen Briefwechsel gestanden und auch dadurch ihr Verständnis für historische Fragen und deren Bearbeitung vertiefen können.

Zwei Ursachen könnte man feststellen für Antjes eingehende Beschäftigung

mit der Geschichte ihrer Religionsgemeinschaft. Einmal war es wohl ihr Gerechtigkeitssinn, den es empörte, daß man das Täufer- und Mennonitentum weithin verkannt und mißverstanden hatte und es immer noch tat — sogar in den eigenen Gemeinden. Zum andern fühlte sie sich gedrungen, das ihre dazu beizutragen, daß „Gemeinden wie die unsrigen, mit einer so reichen Vergangenheit, mit einem solchen noch vorhandenen Schatz an Gütern und häuslichen Tugenden, an Einfachheit und an Rechtschaffenheit, an gesunden christlichen Grundsätzen ... nicht ausglimmen und an ihrer Kleinheit zu Grunde gehen“ (S. Cramer: „Frau Brons“, in Doopsgezinde Bydragen, Leiden 1902). Darum müsse man in ihnen das Bewußtsein der eigenen Art und Geschichte neu beleben. „Wie es einem ganzen Volke zum Schaden gereicht, wenn ihm die Kenntnis seiner Vergangenheit abhanden kommt, so auch einer einzelnen Gemeinschaft. Ihre Mitglieder verlieren das Fundament, worauf sie stehen, aus den Augen, und die Pietät und die Anhänglichkeit daran aus dem Herzen.“ (A. Brons: Ursprung, Entwicklung und Schicksal der Taufgesinnten oder Mennoniten, S. V.) Ihr eigentliches Anliegen war also ein pädagogisches. Alle ihre Bücher sind im Grunde als Beiträge zur Erziehung der jungen mennonitischen Generation — auch in ihrer eigenen Familie — geschrieben worden.

In dem Hauptwerke Antje Brons „Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten, in kurzen Zügen übersichtlich dargestellt von Frauenhand“, Norden 1884, ist das gesamte bis dahin erschienene Schrifttum deutscher und holländischer Sprache über die täuferisch-mennonitische Bewegung verarbeitet worden. Wo es ihr möglich war, hat Antje auch die Quellen (z. T. sogar lateinische) herangezogen. Der Prediger der Gemeinde Emden und ihr ältester Sohn Bernhard haben sie dabei unterstützt. Das Ganze ist geschickt zusammengefügt und sehr lesbar. Antje hat nicht eigentlich eine Geschichte der geistigen Entwicklung des Täufertums schreiben wollen. Es kam ihr mehr auf die Darstellung der Auseinandersetzungen an, in welche die geistigen Führer und ganze Gemeinden immer wieder hinein gerissen wurden bei ihrem Kampf um die Freiheit des Gewissens gegen den Zwang des Staates und der Kirche. Die Selbstbehauptung der Gemeinde, welche für ihre Verwaltung und Ordnung allein verantwortlich ist, daß sie sich durch ihren sittlichen Ernst und ihre geistige Kraft im Innern erhält und nach außen wirkt — dies sei auch heute noch der eigentliche Auftrag der Mennoniten, den zu erfüllen mehr denn je not tue. (In dieser Betonung des Gemeindeprinzips wirkt sich der starke Einfluß aus, den die religions-philosophischen Werke „Gott in der Geschichte“ und „Zeichen der Zeit“ von J. Bunsen auf Antje Brons ausübten.) Mit Mannhardt stimmt sie darin überein, „daß die Gemeinde eine

durch freie Selbstbestimmung sich immer wieder erneuernde Verbrüderung zur Nachfolge Christi sei, durch gegenseitiges Ermahnen und Handreichung im sittlichen Handeln“ (S. 332). Und in der Schlußbetrachtung gelangt Antje zu dem Ergebnis, daß die Mennoniten ihren ursprünglichen Prinzipien treu geblieben seien, auch darin „daß sie nicht anstanden und noch heute nicht anstehen, diejenigen Teile des Glaubens der Väter, welche sich im Lichte besserer Erkenntnis und unter veränderten Umständen als unhaltbar erwiesen haben, fahren zu lassen, um neuen, dem wahren Geiste des Evangeliums mehr entsprechenden Auffassungen Platz zu machen“ (S. 370). Zu diesen aufgegebenen Glaubensprinzipien gehört das der Wehrlosigkeit im politischen Bereich: „In unsern Tagen aber, wo das Vaterland wieder achtungsgebietend dasteht und von seinen Söhnen erwartet, daß sie, wo Gefahr droht, es schützen und verteidigen, entspricht es wiederum dem innersten Wesen der Mennonitengemeinschaft, die ihre Unabhängigkeit ... durch Geisteskraft stets zu wahren suchte, nötigenfalls auch mit den Waffen in der Hand für dasselbe einzustehen“ (S. 333). So ist auch hier Antje wiederum zu einer Übereinstimmung von Traditions- und Gegenwartsbewußtsein, von den Pflichten des Menschen gegenüber Gott und dem Staate, gelangt.

Das Buch war bis 1914 in drei Auflagen erschienen (3. Auflage in der Überarbeitung von E. M. ten Cate). Es war die erste zusammenhängende Darstellung des Gesamtbildes der Mennoniten, die es in deutscher Sprache gab. In den Monatsheften für Volkserziehung, Jena 1917, erschien von Prof. theol. F. J. Schmidt, Berlin, eine Besprechung dieses Buches, die die geistige Haltung der Verfasserin mit der des gesamten Mennonitentums gleichsetzt: „In der ihr eigentümlichen Weise ist es der mennonitischen Glaubensgemeinschaft gelungen, die große Synthese zwischen der Bewährung echt evangelischer Lebensfrömmigkeit und der Aufnahmefreudigkeit freier Geistesbildung durchgreifend zu vollziehen ... Hier ist es gelungen, was anderswo noch nicht gelungen ist: die Versöhnung zwischen Glauben und Erkennen, zwischen Religion und Wissenschaft. Danach aber sehnt sich unser ganzes Volk, und auch die andern evangelischen Gemeinschaften müssen endlich von ihren Grundlagen aus zu demselben Ziel gelangen.“

Auch in anderer Weise noch hat Antje Brons für die Förderung des Mennonitentums in Deutschland gewirkt. Sie setzte sich ein für das Zustandekommen der mennonitischen Schule auf dem Weierhof und der Mennonitengemeinde Gronau. Sie unterstützte alle mennonitischen Einrichtungen und Gesellschaften in jeder Weise. Besonders dringlich betrieb sie mit ihrem Sohne Bernhard die Begründung und Förderung der „Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden“. „Lebhaft hat sie bis an ihr Lebensende

an den Arbeiten teilgenommen, welche den inneren Ausbau der Vereinigung zum Ziel hatten. Mit allen Persönlichkeiten, welche damals mit frischen Kräften für die junge Vereinigung tätig waren, stand sie unausgesetzt in lebhaftem brieflichen Verkehr und unterstützte auch in anderer Weise das Unternehmen nachdrücklich. Ihr schwebte das Ideal einer nach dem Muster der holländischen Algemeene Doopsgezinde Societeit eingerichteten, alle deutschen Mennonitengemeinden umfassenden Vereinigung vor, welche die Einzelgemeinden in ihrer Freiheit unabhängig nebeneinander bestehen ließe und die Vertretung und Wahrung der mennonitischen Art nach Außen zu ihrer Aufgabe machte“ (H. van der Smitten im Mennonitischen Lexikon). Antjes Briefe, die sie in dieser Sache und für andere Angelegenheiten des Mennonitentums geschrieben hat, gingen von Südrussland bis nach Canada.

In den vielen Nachrufen, die man ihr nach ihrem Tode schrieb, schließt jeder der Schreiber mit warmen Worten der Verehrung für die starke und gute Persönlichkeit, die Antje Brons war. Ich habe sie nur indirekt, aus ihren Büchern und Briefen, kennengelernt, aber es drängt auch mich, meinen Gesamteindruck abschließend auszusprechen. Ich bewundere die tätige Anteilnahme dieser Frau an allem, was lebendig war, ihren klaren Verstand, ihre Arbeitsleistung, ihre Liebeskraft. Es ist nach meiner Überzeugung eine nur ganz selten einmal vollbrachte Lebensleistung, wenn ein Mensch bei allem, was ihm begegnet, sich selbst treu bleibt, ohne dadurch starr oder lieblos zu werden. Aber das größte an ihr ist, so will es mir scheinen, daß sie am Ende ihres Lebens sagen konnte: „Ich habe den Glauben behalten.“ Nachdem sie diesen starken Glauben gewonnen hatte, hat sie niemals mehr Angst gehabt. Durch das felsenfeste Vertrauen darauf, daß es den Menschen möglich sein müsse, ihr „Leben nach den Vorschriften des Evangeliums einzurichten“, konnte sie alles, was ihr im menschlichen, geistigen und politischen Bereich begegnete, miteinander in Harmonie bringen. Sie hat viele Probleme, die uns heute den Weg verstellen, als Gefährdung dieser Harmonie gar nicht erkannt — das ist gewiß wahr. Wir können die Welt heute nicht mehr so vertrauend, so optimistisch sehen. Für uns ist das Gute nicht mehr so eindeutig vom Bösen geschieden. Wir haben erfahren, daß sich auch mit „festem Willen“ die Gebote Gottes nicht immer mit den Geboten des Staates, der Gesellschaft vereinbaren lassen, wie es Antje Brons noch gelang, kraft ihrer glücklichen Natur und dank einer glücklicheren Zeit. Dennoch trifft uns die Ausstrahlung von Menschen, die in ihrem Glauben, ihrer Erkenntnis und ihrer Menschenliebe unversehrt blieben; und es bewegt uns zu Dank und Besinnung.